

Wir sind die Kämpfer Gottes, glaubt an ihn!

Von Franz Lerchenmüller, 5. Mai 2015 - in Frankfurter Allgemeine Zeitung

Ein besessener Hobbyarchäologe, aufrührerische Bauern, eine Schlossherrin aus Japan und der fröhlichste Braumeister der Welt: Das böhmisch-bayerische Grenzland war schon immer die Heimat von Exzentrikern. Und so ist es bis heute.

Genau dort, wo die Wiesen zu Ende gehen und der Wald anfängt, begann früher das Dorf. Genau dort, wo sich jetzt beiderseits des Weges Vogelbeere, Brombeergestrüpp und Haselnussbüsche zu einem fast undurchdringlichen Gewirr verhaken, melkte man früher Kühe, machte sich fein für die Kirche und stritt sich mit den Nachbarn. Nichts ist mehr davon da - Grafenried mit seinen einst 41 Häusern ist vom Erdboden verschwunden. Ganz Grafenried? Geht man den Weg weiter, lichtet sich plötzlich das Unterholz, und man staunt: Mitten im Wald hat offenbar ein Ausgrabungsteam Fundamente freigelegt, Mauern abgestützt und Fliesen gesäubert. Scherben sind darauf fast liebevoll arrangiert, Isolatoren, ein Türschloss, Ofenkacheln.

Das Team heißt Helmut Roith. Jedes Wochenende setzt sich der vierundfünfzigjährige Tiefpolier aus Waldmünchen ins Auto, fährt über die Grenze nach Tschechien und zieht den Blaumann an. Dann greift er zur Schaufel und macht sich an die Arbeit, die ihm seit drei Jahren alles bedeutet: Schubkarre für Schubkarre fährt er Schutt in den Wald und bringt zum Vorschein, was von dem Dorf im Erdboden noch übrig geblieben ist. Manchmal kratzt er einen alte Schamotttiegel der einstigen Glashütte aus dem Dreck oder einen verrosteten Fleischwolf - Höhepunkte seines Einsatzes.

Streuobstwiesen und Apfelbaumalleen

Grafenried im südlichen Böhmerwald - Lucina, wie es nach 1945 für ein paar Jahre hieß - wurde im 13. Jahrhundert erstmals erwähnt. Es stand unter der Herrschaft wechselnder Herren, ging 1707 an das Königreich Böhmen und wurde 1930, wie es in einer Chronik heißt, von „231 deutschen, vier tschechischen und zwei ausländischen“ Personen bewohnt. Dann kamen die Nazis. Nach 1945 vertrieb man die deutschen Einwohner, ihre Häuser dienten zunächst als Baumaterial. Von 1950 an wurden sie gezielt abgerissen, weil die Grenze befestigt wurde und weil niemand einen Grund haben sollte, sich in die alte Heimat zurückzusehen. Grafenried, Lucina, existierte nicht mehr. Lediglich zwei Gebäude blieben eine Zeitlang für die Grenztruppen stehen. 2011 begann Helmut Roith zu graben, logistisch



Jan Sladký Kozina -
Freibauern-Held der Choden

unterstützt vom tschechischen Hobbyhistoriker Zdeněk Procházka. Zunächst legte er die Überreste der Sankt-Georgs-Kirche frei, die in den siebziger Jahren gesprengt worden war. Dann folgten der Pfarrhof von 1780, zwei Gasthäuser und die Brauerei. „Da muss ein Profi ran“, sagt der Maurer stolz. „Laien würden zu viel kaputtmachen.“ Von der EU bekommt er einen kleinen finanziellen Zuschuss. Aber seine eigentliche Belohnung sei es, sagt Roith, wenn Besucher sich extra auf den Weg machten, um seine Grabungen anzusehen. „Ich komme nicht von hier“, sagt er, „aber ich bin der letzte Grafenrieder!“

← Auf den Steinen der ausgegrabenen Mauern sitzend hört die Reisegruppe dem Neuzeit-Archäologen Helmut Roith aufmerksam zu.

Grenzland ist meist stilles und zugleich unruhiges Land. Im Grenzland mischt sich vieles: Schmuggelware, Währungen, Weltanschauungen. Man lebt abseits, fern der eigenen Zentren und ganz nah am Nachbarn mit der anderen Sprache. Kriege wogen hin und her, Menschen kommen und gehen, manche von sich aus, manche müssen. Deswegen bringt Grenzland oft ungewöhnliche Charaktere und die interessantesten Geschichten hervor. Das ist hier an der böhmisch-bayerischen, der tschechisch-deutschen Grenze nie anders gewesen. Die Landschaft ist hügelig, von Streuobstwiesen und Apfelbaumalleen bestanden. In den Waldstreifen liegen die Überreste anderer Dörfer, die eingeebnet wurden. Die, die erhalten sind, dösen vor sich hin. In Lumániza, ehemals Wassersuppen, liegen kaputte Spielzeugtraktoren und ausrangierte Sofas vor heruntergekommenen Wohnblocks, in denen die Hoffnungslosigkeit nistet. Gleich daneben ist der Rasen vor Einfamilienhäusern millimetergenau geschnitten, als wolle man sich mit aller Macht gegen die drohende Ansteckung durch Verfall stemmen. Staketenzäune umgeben Bauerngärten, „Luftjaci“, Städter, die es hinaus in die frische Luft zieht, haben Bauernhäuser aufgekauft und renoviert.

Männer in schwarzen Mänteln mit Goldknöpfen

Das Zentrum der Region heißt Domažlice, hat elftausend Einwohner und liegt gerade einmal achtzehn Kilometer vom Grenzübergang Furth im Wald entfernt. Bretterten nicht die Autos über den langgezogenen Marktplatz, könnte man sich ins 16. Jahrhundert versetzt fühlen. Die Fassaden der Häuser sind fast einheitlich im Renaissancestil erhalten und in Altrosa und Weiß, Lindgrün und Hellgrau gestrichen, heitere Farben, die niemanden verstören. In den Arkaden müssen schon immer Geschäfte gewesen sein. Aber längst haben O2, Rossmann und die Pizzeria Verdi den Bürstenmacher, die Weißnäherin und den Konsum aus sozialistischen Zeiten abgelöst. Der Tabakladen, ein Geschäft für Taschen und ein Supermarkt für chinesischen Trödel gehören Vietnamesen. Sie kamen noch zu Zeiten des Sozialismus ins Land und blieben. Die Älteren verkehren eher untereinander. Ihre Kinder aber geben sie gern in die Obhut tschechischer Pflegemütter, damit sie zweisprachig aufwachsen. In der Schule sind die Kleinen besonders beliebt, weil ihre Eltern streng auf gutes Benehmen und ordentliche Hausaufgaben achten.

Kommt ein Vogel geflogen: Der Marktplatz von Domazlice atmet noch immer den Geist des sechzehnten Jahrhunderts. →

Gegründet wurde Domažlice im 13. Jahrhundert. Von der Turmspitze der Chodenburg aus zeigt sich die gotische Struktur des Zentrums deutlich. Die Fassaden der Maßhäuser, die den Marktplatz begrenzen, sind nur die Schmalseiten der Gebäude. Dahinter ziehen sie sich weit in die Länge und bieten unvermutet viel Platz. Domažlice war und ist die Hochburg der Choden. Diese waren ursprünglich Bauern, die direkt dem König unterstellt waren und die Grenze im Südwesten zu sichern hatten. Dafür durften sie jagen und Holz schlagen, mussten keine Abgaben zahlen und keinen Frondienst leisten, hatten eine eigene Fahne und ein eigenes Gericht. Nach und nach entwickelte sich eine ganz eigenständige Kultur daraus. Im Museum Chodenburg wird zum Beispiel die farbenfrohe Tracht der Choden präsentiert: Die Männer gefielen sich in schwarzen Mänteln mit Goldknöpfen und in breiten Hüten, die Frauen trugen Kleider mit Mustern, in denen ganze Blumenfelder in leuchtendem Blau, Rot und Gelb aufgehoben waren. Und die Trachten werden noch immer getragen. Beim Folklorefestival im Sommer ist die ganze Stadt in ein einziges Meer aus Regenbogenfarben.



Beim Folklorefestival im Sommer ist die ganze Stadt in ein einziges Meer aus Regenbogenfarben.

Buffalo Bill wie aus dem Gesicht geschnitten

Doch die Freiheit der Choden währte nicht ewig. Immer dann, wenn der König in Geldnöte geriet, verpfändete er das Land seiner Untertanen. Ende des 17. Jahrhunderts hieß der neue Herr im Chodenland Wolf Maximilian Laminger von Albenreuth, ein Bayer. Lomikar, wie er genannt wurde, baute Hochöfen, eine Glashütte und eine Textilmanufaktur. Dafür brauchte er Arbeitskräfte und verlangte, dass seine Bauern zum Dienst antraten. Die schlossen sich gegen ihn zusammen - und trafen sich vielleicht in der niedrigen Stube im Hof des Bauern Jan Sladký in Újezd, der zu ihrem Anführer wurde. Möglicherweise saßen sie genau an jenem klobigen Tisch, der durch die Jahrhunderte vor allen Feuern und Plünderungen gerettet wurde und an dem sich die Besucher des Museumshofes fast vierhundert Jahre später niederlassen. Eine Wiege steht in der Ecke, eine Nachfahrin des Hausherrn singt ein chodisches Lied, und der Übersetzer Gerd Burger liest jenen Absatz aus dem Roman „Hundsköpfe“ vor, in dem Alois Jirásek schildert, wie der Anführer in der heutigen Großbrauerei in Pilsen gehenkt wird. Im letzten Moment prophezeit er seinem Feind, „in einem Jahr und einem Tag“ werde er ihn wiedersehen. Und so geschah es: Lomikar starb pünktlich. Passend dazu gibt es Koláče, einen fast wagenradgroßen Kuchen mit Zwetschgenmus und Mohn, den die chodischen Frauen bei Festen immer noch um die Wette backen. Es versteht sich, dass der Aufrührer nicht vergessen ist: Mit langem Haar und treuem Hund, Buffalo Bill wie aus dem Gesicht geschnitten, blickt er von seinem

Denkmal auf dem Hradek-Hügel übers weite Land: Jan Sladký, genannt Kozina, „der für Vaterland und König auf der Wacht stand“. Aber nicht nur die Bauern sind in diesem Grenzland gut für melancholische Geschichten. In Schloss Ronsperg, Poběžovice, blättert die Farbe von der ockerfarbenen Fassade, Gras wächst aus den Ritzen der Freitreppe, bunte Holzplatten zeigen einen Tukan, eine gelbe Sonne und ein Burgfräulein, Ergebnis der Aktion „Adoptiere ein Fenster“: Für zweihundert Kronen, umgerechnet sieben Euro, konnte jeder eine Holzplatte bemalen - und wieder war eine Fensterhöhle abgedichtet, und ein paar bunte Tupfer kolorierten den Verfall.

Ein babylonischer Haushalt

Hierher brachte im Jahre 1896 der Diplomat Heinrich Coudenhove-Kalergi seine japanische Ehefrau Mitsuko, die er vier Jahre davor in Tokio geheiratet hatte - eine der ersten Japanerinnen überhaupt, die nach Europa kam. Sie hatten sieben Kinder, und es muss ein munterer, babylonischer Haushalt gewesen sein, mit einer ungarischen Gesellschafterin, einem armenischen Kammerdiener, der französischen Gouvernante und dem albanischen Lehrer. „Es war eine Oase kosmopolitischer Geister“ mitten in der böhmischen Provinz, so erinnerte sich Sohn Richard, der später die Paneuropäische Bewegung gründete. Und es war eine stete Quelle der Sensationen für die Dörfler.



Heinrich aber starb im Jahr 1906. Mitsuko, die wenig Deutsch sprach, kapselte sich ab und zog schließlich nach Wien, wo sie auch starb. Fotos im Schloss zeigen eine zurückhaltend lächelnde Schönheit mit Hut und Schirm. Von der einstigen Pracht der Räume ist wenig geblieben. Im Treppenhaus immerhin steht eine mannshohe Laterne aus Stein, die Fresken mit Jagdszenen in Mitsukos drei Zimmern wurden mit japanischer Hilfe restauriert. Und im großen Saal prangt über dem Kamin die geheimnisvolle Inschrift „N'oubliez“, Vergesst nicht! - nichts anderes als eine stete Mahnung an das Personal, das Feuer nicht ausgehen zu lassen, meint die Führerin lachend. Sie lacht weiter, als sie in einer Ecke auf ein paar bemalte Ofenkacheln stößt. Sie sind eine Erinnerung an Sohn Hans, der das Schloss übernahm. Er war ein gediegener Exzentriker und ließ sich, so zeigt ein Bild, einen Kachelofen einbauen - einen Kachelofen, der ihn selbst in Überlebensgröße darstellte.

← Eine der ersten Japanerinnen in Europa: die Schlossherrin Mitsuko.

Unermessliche Hoffnungen, bittere Enttäuschungen

Manchmal ging es schrullig zu im Grenzland, oft aber bitterernst. Wie fast überall in Europa wurde im späten Mittelalter auch hier die Religion zum großen Zankapfel. Die Kämpfe zwischen Katholiken und den reformatorischen Hussiten wogten hin und her. Auf dem windigen Baldov-Hügel schildert Gerd Burger, wie Letztere hier 1431 dank ihrer Wagenburgen und der neuen, im Boden verankerbaren Pavese-Schilder das Söldnerheer der Kreuzritter besiegten. Vom Band spielt er einen der Choräle, mit denen sie schon von fern zu hören waren und unter den feindlichen Soldaten Angst und Schrecken verbreiteten: „Wir sind die Gotteskämpfer, glaubt an ihn.“ Klöster waren ihr bevorzugtes Angriffsziel. Kloster Chotěšov etwa brannten sie 1421 ab. Von Prämonstratenserinnen Anfang des 13. Jahrhunderts gegründet, erhielt es seine heutige barocke Gestalt erst Mitte des 18. Jahrhunderts. Wie ein protziges Schloss überragt es das Dorf und verkündet hochmütig den Triumph der Gegenreformation über die Feinde. Gerade einmal 49 Nonnen verliefen sich während der besten Zeiten in den riesigen Räumen, 39 Dörfer mussten den Glanz und die Pracht bezahlen. Später war es Mädchenschule und Kaserne, und heute kann die Gemeinde sehen, was sie damit anfängt. Ein paar süßliche Deckengemälde sind restauriert, aber wer durch die weiten Hallen und die langen, heruntergekommenen Gänge schlendert, beneidet sie wahrlich nicht um diese Aufgabe.

Nach der Grenzöffnungen wuchsen die Hoffnungen fast ins Unermessliche. Ströme von Touristen wollte man anziehen und das neue Herzland Europas werden. Touristen kommen tatsächlich, aber meist nur Tagesbesucher aus Bayern. Viele Träume sind inzwischen zerstoßen, und so planen einige Hoteliers, ihre wenig ausgelasteten Häuser umzuwandeln - in Heime zur Kurzzeitpflege für deutsche Rentner. Es ist nicht einfach mit dem Geldverdienen im Grenzland. Einige Männer und Frauen fahren nach Bayern zum Arbeiten oder in die Škoda-Werke im sechzig Kilometer entfernten Pilsen. Doch es gibt auch Erfolgsgeschichten, so wie in Kout na Šumavě. Dort hat sich in den verfallenen Lagerhallen einer Brauerei von 1736 vor acht Jahren ein Nachfolgeunternehmen eingenistet. Mit sechs Angestellten braut Bohuslav Hlavsa, der fröhlichste Braumeister Böhmens, zehntausend Hektoliter Bier pro Jahr, in vier verschiedenen Sorten. 2006 fingen sie mit hundertzwanzig Fässern an. Heute sind es fünftausend. In Zwanzig-Liter-Plastikflaschen exportieren sie inzwischen in elf Länder, „und wir sind noch lange nicht am Ende“, lacht Hlavsa. Dann lässt er sein Produkt in irdenen Kannen herumgehen, und die Besucher sind sich bald einig, dass nichts und niemand den Siegeszug von „Kout na Šumavě“ stoppen wird. Vom Grenzland in die weite Welt, Prost!